



Fingerle, Michael / Grumm, Mandy (Hrsg.)¹

Prävention von Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen – Programme auf dem Prüfstand

München/Basel 2012, Ernst Reinhardt Verlag, 24,90 €, ISBN 978-3-497-02275-5

Anknüpfend an den Buchtipp in *fk 2/2012* (S. 58) hier nun die angekündigte Rezension von **Henning van den Brink**

Dass es inzwischen eine Fülle von Ansätzen, Projekten und Programmen zur Prävention von Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen gibt, ist hinlänglich bekannt. Auch die Erkenntnis, dass es sowohl zahlreiche praktische Probleme und Hindernisse bei deren manualgetreuer Umsetzung als auch nicht minder zahlreiche methodische Unzulänglichkeiten und Limitierungen bei deren Evaluation gibt, ist nicht neu. Trotzdem wird diesen beiden Punkten häufig nicht jene Aufmerksamkeit zuteil, die sie verdient hätten. Systematisch aufbereitet werden sie zumindest selten und das, obwohl von ihnen letztendlich der Erfolg und die Weiterentwicklung der Präventionsbemühungen abhängen.

Prof. Dr. **Michael Fingerle** und Dr. **Mandy Grumm** vom Institut für Sonderpädagogik an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt am Main, wo man sich unter anderem mit förderdiagnostischen Verfahren und der methodischen Erfassung von Lern- und Entwicklungsprozessen unter erschwerten

Bedingungen beschäftigt, haben es sich deswegen zur Aufgabe gemacht, eine aktuelle Bestandsaufnahme von Präventionsprogrammen und deren Evaluation durchzuführen. Dazu haben sie 17 anwendungsorientierte Wissenschaftler/-innen und forschungsoffene Praktiker/-innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz um sich versammelt, die sich in zehn Beiträgen von überschaubarer Länge mit der Thematik auseinandersetzen.

Entsprechend der Schwerpunkt- und Zielsetzung, wissenschaftliche Erkenntnisse und praktische Erfahrungen aus unterschiedlichen Bereichen mit unterschiedlichen Zielgruppen von Prävention systematischer und umfassender als bisher aufzubereiten, werden in der ersten Hälfte des Buches prominente Präventionsprogramme, die mehrfach wissenschaftlich evaluiert wurden, vorgestellt und die zentralen Befunde der jeweiligen (Meta-)Evaluierungen zusammengetragen. In der zweiten Hälfte wird dann auf jene Probleme näher eingegangen, die bei der praktischen Anwendung und Umsetzung von Präventionsprogrammen einerseits und bezüglich der zugrunde gelegten Wirksamkeitsannahmen und ihrer wissenschaftlichen Überprüfung andererseits auftreten. Der Sammelband endet mit einem Beitrag über die in den vorangegangenen Beiträgen aufgezeigten Spannungsfelder zwischen sozialwissenschaftlicher Forschung und pädagogischer Praxis, zwischen Standardisierungswünschen und Anpassungserfordernissen und schließlich zwischen Anspruch von Programmentwicklern/-entwicklerinnen und Akzeptanz von Programmumsetzern/-umsetzerinnen.

Von pränataler bis postpubertärer Prävention

Nach einer kurzen Einführung durch die Herausgeber zusammen mit Sascha Hein, widmet sich **Gerhard J. Suess** in seinem Beitrag Präventionsprogrammen für Kinder im Alter von 0 bis 3 Jahren, die vergleichsweise spät als Zielgruppe für Maßnahmen, sei es im Bereich der Gesundheitsvorsorge, der Sprachförderung oder der Gewaltprävention, entdeckt wurden.

Die wichtigsten Programme – die Entwicklungspsychologische Beratung, das Liebermann-Programm, das STEEP-Praxisforschungsprojekt und das Pionierprogramm Nurse-Family Partnership – werden vorgestellt, ebenso die dazugehörigen Evaluationsergebnisse, soweit diese zum jetzigen Zeitpunkt vorliegen.

Suess spricht sich für den Bereich der Frühprävention für eine stärkere Vernetzung von Gesundheits- und Jugendhilfesystemen aus.

Bei ihrer Auswertung von Evaluation zu Programmen zur Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen (wie PFADE) und zu Programmen der Aggressions- und Gewaltprävention (wie Faustlos) richten **Hannelore Reicher** und **Marlies Jauk** ihr Augenmerk auf förderliche Implementierungsbedingungen und -strategien. Dabei betonen sie die Bedeutung adaptiver Trainerkompetenzen, aber auch die Einbindung von Bezugspersonen der Kinder und Jugendlichen, wie Lehrer und Eltern.

Heinz Kindler geht anschließend auf familienbezogene Präventionsprogramme sowie Ansätze zur Prävention mit Pflegefamilien ein. Dabei weist er auf das „Präventionsparadox“ (S. 62) hin: Gerade Familien mit Multiproblemlagen weisen die geringste Bereitschaft auf, Unterstützung und Hilfe zu suchen und anzunehmen. Als weiteren Knackpunkt in der familienorientierten Präventionsarbeit nennt er die Lücke zwischen der bisherigen einzelfallbezogenen Hilfeebringung und den aktuellen Ansätzen manualisierter Gruppenarbeit, wobei nach seiner Ansicht die multiprofessionell besetzten Erziehungsberatungsstellen eine „Brückenfunktion“ (S. 62) übernehmen könnten.

Mit den der konfrontativen Pädagogik zuzuordnenden Anti-Aggressions-Trainings (AAT) stellt **Horst Schawohl** ein Maßnahmenkonzept vor, das vorwiegend auf der tertiären Präventionsstufe ansetzt und sich an Jugendliche im Alter von 16 bis 21 Jahren richtet. Dabei stellt er die Beziehungsarbeit zwischen Trainer und Klientel als bedeutsamen Erfolgsfaktor heraus, wovon der Aufbau und Ablauf des Motivationsprozesses und damit letztendlich die Erreichung der AAT-Erziehungsziele abhängt (S. 79).

Catherine Hörmann und **Mechthild Schäfer** referieren Evaluationsergebnisse zu Mobbingprävention, einem vergleichsweise jungen und expandierenden Präventionsfeld. Als positiv evaluierte und empfehlenswerte Anti-Mobbing-Programme bewerten sie das Olweus Bullying Prevention Program (OBPP) und das Kiusaamista Vastaaan-Programm (Ki-Va). Implementationsintensität und -ablauf werden von ihnen als wichtige Erfolgsfaktoren dieser Programme genannt.

Ausgehend von dem Befund heterogener werdender Schülerschaften und Schullandschaften stellen **Günther Opp**, **Jana Teichmann** und **Ariane Otto**

¹ Die Herausgeber Prof. Dr. Michael Fingerle und Dr. Mandy Grumm lehren und forschen im Arbeitsbereich Sonderpädagogische Diagnostik und Evaluation des Instituts für Sonderpädagogik der Johann Wolfgang Goethe-Univ., Frankfurt a. M.

den flexiblen pädagogischen Arbeitsansatz „positiver Peerkultur“ vor, dessen Ziel es ist, soziale Inklusion herzustellen und einer „Verinselung kindlicher Lebensräume“ gegenzusteuern (S. 106 f.). Eine wissenschaftliche Überprüfung dieses Ansatzes scheint noch auszustehen, jedenfalls führen die Autoren keine empirischen Belege für oder gegen diesen Ansatz an.

Der Beitrag von **Andreas Beelmann** und **Cordula Schmitt** bildet den Auftakt für den zweiten Teil des Sammelbandes. Sie ziehen zahlreiche Metaanalysen heran, die Aussagen zur Wirksamkeit von Programmen in verschiedenen Präventionsfeldern zulassen. Anschließend diskutieren sie die Vor- und Nachteile von universellen gegenüber gezielten sowie von umweltorientierten gegenüber personenorientierten Präventionsstrategien. Ebenfalls gestützt auf zahlreiche Studien bewerten **Beelmann** und **Schmitt** die Implementationsgüte von Programmen als entscheidend für deren Wirksamkeit.

Sonja Perren und **Iren Graf** zitieren in ihrem Beitrag zahlreiche Studien, die die im Strafvollzug bereits bekannten negativen Gruppeneinflüsse auch in Präventionssettings auf allen Präventionsstufen, vor allem aber bei selektiven Präventionsansätzen, als einen nicht beabsichtigten Effekt aufdecken, von dem große Gefahr für das Gelingen des Programms ausgeht. Um diese Gefahr der „sozialen Ansteckungseffekte“ (S. 145) zu minimieren, wird in der Forschung ein hoher Strukturierungsgrad, die Tragfähigkeit der Beziehung zwischen Leitenden und Teilnehmenden, der Einsatz von Jugendlichen als Co-Supervisoren und eine gemischte Gruppe empfohlen.

Als weiteres Gütekriterium für Prävention führen **Mandy Grumm**, **Sascha Hein** und **Michael Fingerle** die Akzeptanz (soziale Validität) bei Anwendern wie Zielgruppen ein, die eng mit Effektivitätsaspekten verknüpft ist: „Die Akzeptanz entscheidet darüber, in welcher Form eine Maßnahme umgesetzt wird, und dies wiederum hat Einfluss auf die Effektivität der Maßnahme“ (S. 165). Die strukturelle Verankerung durch Ritualisierung und Rhythmisierung des Programms mit dem Tagesablauf der Organisation, innerhalb derer das Programm umgesetzt wird, stellt dabei einen wichtigen akzeptanzerhöhenden Faktor dar (S. 166).

Die in den vorangegangenen Beiträgen sichtbar gewordenen Spannungsfelder und Ambivalenzen von Präventionsarbeit werden von **Alexander Wettstein** und **Marion Scherzinger** zusam-

mengefasst. Gleichzeitig gehen sie auf die Rolle der Forschung innerhalb der Präventionsarbeit ein, die ihrer Ansicht nach „Interaktionen in pädagogischen Kontexten verhaltensnah erfassen, sich nicht einzig von den Erwartungen der pädagogischen Praxis leiten lassen und Alltagsüberzeugungen der Pädagogen immer wieder kritisch hinterfragen (sollte)“ (S. 175). Neben einer niedrigen Adaptivität von Programmen identifizieren sie auf Seiten der Anwender/-innen fehlende Problemeinsicht für die Notwendigkeit und Geeignetheit einer Maßnahme einerseits und die fehlende Selbstwirksamkeit, die Maßnahme erfolgreich durchzuführen, andererseits als nicht zu unterschätzende Hemmfaktoren bei der Programmeinführung und -umsetzung (S. 179).

Trend zum „Früher, Standardisierter und Universeller“

Zu Beginn des Sammelbandes stößt man auf die Aussage, „dass der (möglichst frühzeitige) Aufbau von Bewältigungsressourcen der Entstehung ungünstiger Entwicklungen entgegenwirken kann“ (**Fingerle, Grumm und Hein**, S. 8). Insbesondere in den Beiträgen von **Suess** und von **Kindler** ist erkennbar, wie weit in der Präventionsarbeit inzwischen das Begriffspaar „Kinder und Jugendliche“ gefasst wird. Wurde es bislang vorwiegend mit jungen Menschen im schulpflichtigen Alter assoziiert, wird es heute auf Kleinkinder und Säuglinge, ja zum Teil schon auf Embryonen, ausgedehnt. Programme wie „Nurse-Family Partnership“ oder „Prenatal and Early Childhood Nurse Home Visitation“ stellen inzwischen das erste Glied in der Präventionskette dar. Im Verlauf der Lektüre des Buches finden sich jedoch auch Hinweise, dass das derzeitige Paradigma „Früh hilft viel“ empirisch nicht so unverletzlich ist und zumindest nicht für jede Zielgruppe und Präventionsform uneingeschränkt gilt wie dessen zugrundeliegenden Plausibilitätsannahmen es zunächst vermuten lassen. **Beelmann** und **Schmitt** (S. 132) beispielsweise setzen dem „so früh wie möglich“ ein „rechtzeitig und entwicklungsangemessen“ entgegen. Gleichwohl scheint es angesichts der pädagogischen, psychologischen und neurobiologischen Forschungsstände, die alle die große Bedeutung der ersten Lebensmonate für die weitere Entwicklung des Kindes hervorheben, notwendig, bedarfsorientierte und zielgruppenspezifische Hilfe- und Schutzkonzepte auch schon für die ganz kleinen Menschen weiter zu etablieren.

Angesichts der Vielzahl von Evaluationen und Meta-Evaluationen, die hier von den Autorinnen und Autoren angeführt und aufgelistet werden, erscheint der weit verbreitete Standardsatz in vielen wissenschaftlichen Aufsätzen, politischen Schriften und solchen Publikationen, die sich nicht zwischen beiden Varianten entscheiden können, es bedürfe mehr Wirkungsevaluation und -forschung zu Prävention, zu pauschal und zu undifferenziert. Viele Bereiche der Wirkungsforschung zu Prävention sind mittlerweile sehr gut empirisch ausgeleuchtet, aber natürlich existieren weiterhin dunkle Ecken und blinde Flecken, auch im Bereich der Prozessevaluation.

Wie schon in der Zusammenschau der (Meta-)Studien in den Beiträgen von **Suess**, **Perren** und **Graf** sowie **Beelmann** und **Schmitt** deutlich wird, überwiegt bei der Programmevaluation ein quantitativer Zugriff auf das Wirkungsspektrum, häufig in Form von (quasi) experimentellen Untersuchungsdesigns wie Kontrollgruppenvergleichen. Ob allerdings mit rein quantitativen Verfahren über die Frage nach den Wirkungen hinaus die interessantere Frage nach den dahinter liegenden Wirkfaktoren und Wirkmechanismen zufriedenstellend beantwortet werden kann, bleibt fraglich. **Grumm**, **Hein** und **Fingerle** (S. 169 f.) plädieren deswegen für den Einsatz von qualitativen Interviewverfahren und teilnehmenden Beobachtungen, wenigstens aber für eine Methodenkombination, um beispielsweise die soziale Validität von Programmen besser erfassen zu können. Außerdem – und das machen die Beiträge auch deutlich – bedarf es einer breiteren methodischen Diskussion, die etwa den Einfluss der Untersuchungsmethodik auf die Ergebnisse thematisiert statt tabuisiert (**Beelmann** und **Schmitt**, S. 135), und einer offeneren und kritischeren Evaluationskultur, die zur Entwicklung und Etablierung neuer und tragfähiger Forschungsdesigns beiträgt (**Suess**, S. 24; **Wettstein** und **Scherzinger**, S. 184). Denn die Erforschung gerade der nicht intendierten Nebenwirkungen erfordert – wie schon die Erforschung der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Wirkfaktoren und Wirkmechanismen von Präventionsprogrammen – ein ausgefeilteres methodisches Vorgehen als bisher, wie **Perren** und **Graf** (S. 142) konstatieren. Noch anspruchsvoller wird es sicherlich, wenn man wissenschaftlich untersuchen möchte, ob und wie der seit etlichen Jahren fortschreitende Ausbau von Präventionsangeboten die Lebenswirklichkeit der Adressaten/-innen tatsächlich langfristig und nachhaltig verändert

hat, und zwar in der Breite und nicht nur in einzelnen positiv evaluierten Programmen.

Dass in vielen Beiträgen ganz überwiegend Untersuchungen aus dem englischsprachigen Raum rezipiert werden, ist sicherlich ebenso löblich wie nicht weiter verwunderlich angesichts der dort weit fortgeschrittenen Evaluationskultur. Dadurch ist es aber nur eingeschränkt möglich, Aussagen bezüglich der Übertragbarkeit von Präventionsprogrammen zu tätigen. Denn gerade bei der Einbettung von Programmen in andere nationale und regionale Schul- und Hilfestrukturen und -kulturen dürften erhebliche Unterschiede bei den dabei zu bewältigenden Problemstellungen zutage treten. In Bezug auf die Anti-Mobbing-Programme OBPP und KiVa beispielsweise deuten einige Zeichen darauf hin, „dass auch die Grundqualität skandinavischer Schulen entscheidend zum Erfolg der Programme beigetragen hat“ (Hörmann und Schäfer, S. 96).

Fazit

Es zeigt sich wieder einmal: Im Bereich der Prävention gibt es derzeit weniger ein **Erkenntnisproblem**, allenfalls ein **Erkenntnistransferproblem** und vor allem ein daraus resultierendes **Umsetzungsproblem**. Dass der Sammelband an diesem Problem ansetzt, ist als sein größter Verdienst anzusehen. *Wettstein* und *Scherzinger* (S. 176) resümieren in ihrem Schlussartikel folgerichtig, „wie

wichtig es ist, neue wissenschaftliche Erkenntnisse den Praktikern in nachvollziehbarer Form zugänglich zu machen und in den pädagogischen Alltag zu übertragen“. An dieser Stelle fragt man sich allerdings, warum die Herausgeber selbst nicht noch einen abschließenden Beitrag geschrieben haben, in dem sie die bunte Palette der im Buch behandelten Hemmnisse und Hindernisse bei der Implementation von Präventionsprogrammen noch kompakter, pointierter und anwendungsbezogener zusammenstellen als dies *Wettstein* und *Scherzinger* tun. Auch bei manchen Beiträgen vermisst man eine prägnante Zusammenfassung der vielen aneinandergereihten Einzelbefunde.

Wichtig in dem Sammelband sind insbesondere auch jene empirisch verdichteten Hinweise darauf, dass nicht alles, was gut gemeint ist, auch tatsächlich gut und manchmal sogar das Gegenteil von gut ist. Geringe bis keine Effekte sind etwa innerhalb der informations- und aufklärungsbasierten Drogen- und Sichtprävention zu verzeichnen, weil Suchtverhalten eher marginal mit Informationsdefiziten in Verbindung steht (*Beelmann* und *Schmitt*, S. 125). Ausbleibende und kontraproduktive Effekte von Präventionsprogrammen zeigen sich in wissenschaftlichen Überprüfungen bei vielen sozialen Kompetenztrainings – sowohl bei denen für Mobbingtäter als auch bei jenen für Mobbingopfer (Hörmann und Schäfer, S. 88). Und bei vielen Gruppeninterventionen werden die Programmziele

durch deviante Peereinflüsse ausgehebelt und verstärken negative Verhaltensauffälligkeiten statt sie einzudämmen (*Perren* und *Graf*).

Und ein weiteres zeigt sich: Die defizitäre Logik, die dem Präventionsgedanken zugrunde liegt, muss überwunden werden zugunsten einer aus der Resilienzforschung entspringenden Orientierung an den Stärken, Potenzialen und Ressourcen von Kindern und Jugendlichen, mit deren Hilfe sie die Risiken, die ihre Entwicklung gefährden, bewältigen können. So formulieren es *Opp*, *Teichmann* und *Otto* (S. 114 f.) in ihrem Beitrag treffend und fügen nicht minder treffend hinzu: „Gesellschaftliche Zielvorstellungen brauchen immer eine Verwurzelung in den Kindern und Jugendlichen, die die Zukunft dieser Gesellschaft sind“ (S. 115). Man täte gut daran, die vielen aktiven und gesellschaftlich engagierten Jugendlichen nicht nur im Handlungsfeld universeller Prävention, sondern in sämtliche (kommunal) politische Entscheidungsprozesse stärker einzubinden und als gleichberechtigte Partner anzusehen und anzuerkennen.

Der Rezensent **Henning van den Brink** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften.

Kontakt: henning.vandenbrink@fh-duesseldorf.de